

## **Drogenpolitik – die letzte Bastion der Planwirtschaft \***

Sebastian Scheerer und Horst Bossong

Die gegenwärtige bundesrepublikanische – konservative, liberale wie auch radikale – Diskussion der Drogenfrage wird durch eine Grundeinstellung beherrscht, die lediglich die sogenannten illegalen Drogen sieht und diese nur unter dem ‚Sünden-Paradigma‘ wahrnimmt, und die dementsprechend nur nach deren schlechten Ursachen wie nach deren schlechten Folgen sucht.

Stephan Quensel, Unsere Einstellung zur Droge. Kriminologisches Journal 12. 1980: 1-16 (1)

Karl Marx' Traum, die *Anarchie der Produktion* durch eine planmäßige *Leitung der Volkswirtschaften* zu ersetzen, ist dort, wo man ihn unter Berufung auf seinen Namen in der Form der *Zentralverwaltungswirtschaft sowjetischen Typs* realisieren wollte, kläglich gescheitert. Der Vorstellung, man könne im *Zentralkomitee* die Bedürfnisse der Bevölkerung für die nächsten fünf Jahre ermitteln und die gesamte Produktion darauf ausrichten, nur für den wirklichen Bedarf zu produzieren, um Ausschuss, Überschüsse und Unterversorgung zu vermeiden, haftet heute etwas Lächerliches an. Die Vorstellung, DDR-Bürger bräuchten keine Jeans und keine West-Musik, keine 20 Käsesorten und keine 15 Sorten Strumpfhosen, um ihr Lebensglück zu finden, führte bekanntlich erstens zu erheblichen Problemen bei der „Sortimentsbreite und geschmacklichen Differenzierung“ und zweitens zu einem florierenden Schwarzmarkt, auf dem alles zu Wahnsinnspreisen und jenseits jeglicher staatlicher Einflussnahme (wenn man mal von den Beschlagnahmungen von planwidrigen Importen per Päckchen etc. absieht) zu haben war.<sup>1</sup> Nirgendwo vermochte eine Planwirtschaft zu

---

\* Vorüberlegungen zum Thema finden sich in: Sebastian Scheerer, Planwirtschaft und Perspektiven in der Drogenpolitik. 6. Christian-Broda-Gedächtnisvorlesung, Wien, 13. März 2001 (unv. Ms.)

<sup>1</sup> Vgl. Gernot Gutmann, Das Ende der Planwirtschaft in der DDR. Tübingen: Mohr 1990: 16: „Die Tatsache, dass in einer Zentralverwaltungswirtschaft das gesamtwirtschaftliche Geschehen darauf ausgerichtet ist, jene Ziele des Wirtschaftens zu verwirklichen, die entsprechend den Präferenzen der politischen Spitzengremien von besonderer Bedeutung sind, die individuellen Ziele der Menschen also lediglich in jenem Ausmaß durch Bereitstellung von Konsumgütern realisiert werden können, als dies der politischen Führung opportun erscheint, hat dann eben Versorgungsmängel zur Folge, macht mithin die Wirtschaft wenig produktiv in dem oben skizzierten allgemeinen Sinn.“

existieren, die nicht von einem komplexen System illegaler Tauschbeziehungen flankiert oder überlagert gewesen wäre.<sup>2</sup>

Hinweise auf die Planwirtschaft und ihr Schicksal spielen nirgendwo eine Rolle, wo Wissenschaftler sich um eine passende Begrifflichkeit für die Beschreibung und Analyse der Drogenpolitik bemühen. Da ist die Rede von einem „*legal approach*“ (gemeint ist: Strafrecht) und einem „*social*“ oder „*medical approach*“ (Beratung, Therapie etc.). Im internationalen Vergleich, so glaubt man, liegt Deutschland irgendwo zwischen den beiden. Einerseits spielt ja das Strafrecht eine enorme Rolle. Andererseits gibt es immer mehr „*harm reduction*“, immer mehr Zweifel am strikten „*Abstinenzparadigma*“. Was bei solchen Beschreibungen unter den Tisch fällt, ist nicht mehr und nicht weniger als das Wesentliche. Der Umstand, dass Drogen verboten sind, geht in die Beschreibungen und Analysen nicht ein. Er liegt jeder Beschreibung und Analyse als Axiom zugrunde. So selbstverständlich ist das. (Genaugenommen sind natürlich nicht einmal alle Drogen verboten. Schnaps und Zigaretten sind ja legal; aber wenn man von der Drogenpolitik spricht, setzt man auch diese Trennung stillschweigend voraus und meint in der Regel von vornherein: Betäubungsmittel, illegale Drogen, Rauschgifte.)

Wenn man aber die wesentlichen Strukturelemente der Drogenpolitik bezeichnen wollte, dann müsste man diese beiden Tatsachen erwähnen: erstens den Graben, also die Trennung zwischen Drogen, die legal als Genussmittel erhältlich sind – und anderen Drogen; und zweitens das fundamentale Merkmal der Politik gegenüber diesen anderen Drogen, dass sie dem üblichen Marktgeschehen entzogen sind.

Es läge natürlich auf der Hand, dass beides durch die besondere Gefährlichkeit dieser Drogen gerechtfertigt wird. Es darf ja auch niemand einfach so ein Maschinengewehr oder einen Panzer kaufen. Oder Atombomben. Das schlichte Kaufen und Verkaufen von Drogen ist dann und deshalb verboten, wenn und weil es sich dabei um besonders gefährliche Dinge handelt, bei denen das legitime öffentliche Interesse an Verbraucher- bzw. Gesundheitsschutz das zunächst ebenfalls legitime (Individual-) Interesse möglicher Käufer überwiegt.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Gernot Gutmann, *Das Ende ...*, S. 21.

<sup>3</sup> Allerdings besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Drogen und Kriegswaffen. Während diese dazu gemacht sind, *andere* an Leib und Leben zu schädigen, sind Drogen zwar (ebenso wie Stöckelschuhe) unter Umständen als Waffen im untechnischen Sinne zu missbrauchen, sind aber nicht dazu gemacht. Drogen sind für den Konsum gemacht. Dass dieser Konsum (wie auch der von Schnaps oder fettem Essen) tödlich enden kann, bedeutet nicht, dass dies der Sinn ihrer Nutzung ist. Man könnte nun einwenden, dass der Unterschied zwischen Drogen und Kriegswaffen doch nicht so groß sei. Immerhin gäbe es womöglich Interessen, Konsumenten durch die Verbreitung von Drogen zu schaden. Auch sei es nicht ganz klar, inwieweit die Konsumenten die Drogen wirklich für ihren eigenen Nutzen konsumieren wollten – und inwieweit sie nicht einem entweder lebensgeschichtlich begründeten oder durch die Drogensucht erst entstandenen Hang zur Selbsterstörung dienen. Dann würden sie sich von Waffen nicht mehr prinzipiell unterscheiden.

Tatsächlich liegt der wichtigste Grund für das Verbot der Drogen in der Überzeugung, dass sie – anders als Alkohol und Tabak – nicht nur eine Minderheit von KonsumentInnen zerstören, sondern im Normalfall so wirken. Während es einige heroische Individuen geben mag, die sich trotz des Kontakts mit den Rauschgiften vor einem Abgleiten in die Sucht bewahren könnten, siegt in der Regel bei diesen *dangerous drugs* die Droge über den Menschen. Deshalb die Notwendigkeit – selbst der liberalsten Gesellschaften –, die Entscheidung über den Kauf und Konsum von Drogen nicht jedem Bürger selbst zu überlassen, nur um dann passiv der Zerstörung seines Willens, seiner Arbeitskraft und seiner Existenz zuzusehen.<sup>4</sup> Im folgenden geht es um nicht mehr und nicht weniger als den Versuch, diese Grundannahme als den größten und entscheidenden Irrtum der Drogenpolitik zu problematisieren.

### **Alle Drogen sind domestizierbar**

Wenn es als der wichtigste Unterschied zwischen Genussmitteln und Rauschgiften angesehen wird, dass Genussmittel im Regelfall dem Markt überantwortet werden können, während Rauschgifte so stark sind, dass sie im Regelfall auch von „normalen erwachsenen Bürgern“ nicht selbstverantwortlich benutzt werden können, dann steht und fällt die Legitimation der geteilten Drogenpolitik mit der Frage, ob die verbotenen Drogen tatsächlich „normalerweise“ diese Folgen zeitigen.

Früher galt dies als so selbstverständlich, dass man eigenständige Forschungen zu dieser Frage gar nicht in Erwägung zog. Als man (in den 1930er Jahren) von der Gefährlichkeit von Cannabis als *killer weed* überzeugt war, konzentrierte man sich auf die Schilderung und Analyse entsprechender Einzelfälle. Nirgendwo forschte man zu der Frage, was denn im

---

<sup>4</sup> Die deutsche Regierung begründete z.B. die Anti-Drogen-Gesetzgebung von 1971 mit der Überzeugung, jeder Umgang mit den verbotenen Drogen sei unkontrollierbar und führe automatisch zu „schweren ... Schäden an der Gesundheit“ sowie letztlich zu einer „Zerstörung der Persönlichkeit“ (Bundsratsdrucksache 661/70: 2; hier zitiert nach Henner Hess, Rauschgiftbekämpfung und desorganisiertes Verbrechen. Über die Chancen verschiedener Maßnahmen gegen die Drogenkriminalität, in: Kritische Justiz 1992: 315-336 (315). Vergleiche auch Peter Cohen, Re-thinking drug control policy: Historical perspectives and conceptual tools. Paper presented at the United Nations Research Institute for Social Development (UNRISD), Geneva, 7-8 July 1993, Palais des Nations, Symposium „The crisis of social development in the 1990's“; in diesem Paper bezeichnet es der Autor als „wahrscheinlich den grundlegendsten Fehler“ der herrschenden Drogenpolitik, dass sie auf der Annahme beruhe, „dass manche Drogen von menschlichen Konsumenten kontrolliert werden können und andere nicht“ (S. 3). - Bitte beachten Sie aber auch das Wort „Normalfall“. Dass sich Gegenstände der Beherrschung durch die Menschen entziehen können – das gibt es ja öfter. Doch solange man davon ausgehen kann, dass die Gegenstände im Prinzip beherrschbar sind und im Regelfall auch von kundigen Konsumenten beherrscht werden (wie etwa Autos oder Süßigkeiten), so lange wird man nicht allen den Umgang mit ihnen verbieten, um die Problem-Population zu beschützen. Obwohl man also durchaus weiß, dass nicht alle Autofahrer ihre Fahrzeuge und nicht alle Übergewichtigen ihre Zufuhr an Süßigkeiten oder Butter beherrschen, lässt man den Bürgern vom Grundsatz her die Freiheit der Entscheidung und beginnt erst bei generellen oder konkreten Verletzbarkeiten (bei Kindern und Jugendlichen, bei Suchtgefährdeten und –kranken) mit stützenden oder restringierenden Interventionen.

Normalfall mit den Konsumenten der Droge passierte (der Bericht der Indischen Hanf-Kommission von 1894 hatte sich damit noch befasst; aber der war knapp vier Jahrzehnte später schon dem Vergessen anheim gefallen). Psychiater suchten in Irrenhäusern nach Patienten mit Cannabiserfahrung – und fanden insbesondere Psychotiker, die früher im Leben Cannabis geraucht hatten. Die Richtung der Kausalität war für sie kein Problem: natürlich, so dachten sie, habe der Cannabiskonsum zur Psychose geführt. Und natürlich sei dies der Normalfall. Dass es sich um wenige Ausnahmen handeln könnte – oder dass die Psychose (vielleicht latent) zuerst da gewesen sein könnte, und dass die bei dieser Krankheit typischerweise hochgradig nervösen Menschen vor ihrer Einlieferung in die Anstalt versucht haben könnten, sich mittels des Cannabiskonsum zu beruhigen und damit gleichsam laienhaft selbst zu therapieren – darauf verwendet nicht einmal die berühmteste Doktorarbeit (Stringaris), die sich mit Cannabis und Psychose befasste, auch nur einen Gedanken. – Heute werden in Deutschland jährlich rund 6 Tonnen (1998: 14 Tonnen) Marihuana beschlagnahmt. Was Polizei und Grenzschutz nicht abfangen, reicht immer noch für den Bedarf von schätzungsweise drei Millionen CannabiskonsumentInnen. Dass die ganz überwiegende Mehrheit dieser drei Millionen Menschen ihr Cannabis als Genussmittel zu sich nimmt – und sich dadurch in einem ansonsten meist völlig „normalen“ Alltag nicht beeinträchtigen lässt, ist eine Tatsache, der keine besondere Aufmerksamkeit mehr gezollt wird. Man nimmt es so hin, ohne sich über das Verbotensein der Substanz im Gegensatz zu den legalen Genussmitteln zu wundern (ausgenommen: kleine Initiativen von Betroffenen und ihren Interessensanwälten in der Anwaltschaft, Richterschaft usw.). Dass man inzwischen selbst im „Jahrbuch Sucht“ (1999) aufgehört hat, über die genaue Zahl der Gebraucher zu spekulieren, die Gesundheitsgefahren von Cannabis nach alter Väter Sitte zu dramatisieren – oder auch nur daran zu denken, Zahlen über die „Erstauffälligen“ zu publizieren, spricht nicht gerade für die Lebendigkeit der (immer noch dem Verbot zugrundeliegenden) Überzeugung, es handele sich hierbei um ein tödliches Gift. Dass der Anteil der „Problemkonsumenten“ höher liege als bei legalen Genussmitteln, wird nirgends behauptet.

Ob das bei Ecstasy und vielen anderen Freizeit-Drogen prinzipiell anders ist? Der Anschein spricht für den durchaus kontrollierten Ab-und-Zu-Konsum, etwa auf Parties, bei Konzerten, an Wochenenden – bei ansonsten guter Gesundheit und radikaler Normalität der KonsumentInnen<sup>5</sup>. Der Anteil tödlicher Drogenunfälle scheint nicht nur sehr viel geringer als

---

<sup>5</sup> So zeigt etwa eine 1996 in Norddeutschland durchgeführte Explorationsstudie – Wiklens u.a. (1997) Illegal oder (l)egal – Rechtlicher Status und Konsum von MBDB und anderen EcstasyWirkstoffen. Hamburg –, dass knapp 40% der in Discotheken, Raver-Clubs u.ä. Orten befragten 669 Personen angeben, Ecstasy zu konsumieren, jedoch von diesen nur 9% häufiger als einmal wöchentlich, hingegen 56% seltener als

bei vielen legalen Genussmitteln – auch die wenigen „Ecstasy-Todesfälle“ erweisen sich häufig als Unfälle, die mit den Drogen gar nichts oder nur mittelbar etwas zu tun haben. Dennoch herrscht hier das gleiche Diskursmuster wie bei Cannabis: Es wird dramatisiert, wenige klinische Kasuistiken werden munter verallgemeinert und methodisch fragwürdig zustande gekommene Forschungsergebnisse werden medienwirksam zum Beleg für die Schädlichkeit und das vermeintlich hohe Gefährdungspotential der Drogen herangezogen.<sup>6</sup>

Sollte man also die weichen Drogen in irgend einer Form legal zugänglich machen? Ideen und so manche politischen Initiativen existieren bereits. In den Niederlanden ist der Konsum faktisch entkriminalisiert. Und nichts ist passiert. Weder hat sich der Konsum ausgebreitet – noch gibt es einen besonders hohen Anteil von „Problemkonsumenten“. Im Regelfall beherrscht der Mensch die Droge.

Der entscheidende Punkt ist aber nicht der Umgang mit den sogenannten weichen Drogen. Den trifft erst die Frage nach den harten Drogen: nach Heroin, nach Kokain und Crack. Stimmt es nicht zumindest bei diesen Drogen, dass im Regelfall nicht der Konsument, sondern die Droge den Kampf gewinnt? Sind es nicht diese Drogen, auf die sich der Slogan „Keine Macht den Drogen“ vor allem bezieht – und tut er dies nicht zumindest bei diesen auch völlig zu Recht?

Der besondere Status der Rausch- bzw. (so die Österreicher prägnant:) Sucht-Gifte wird, so hatten wir festgestellt, damit begründet, dass sie im Regelfall auf die Konsumenten eindeutig negativ wirken: nämlich so zerstörerisch, dass niemand, der weiß, was er tut, sie wirklich nehmen wollen kann. Warum sollte ein vernünftiger Mensch seine Willensfreiheit, Lebensplanung und Existenz zum Spielball pharmakologischer Fremdbestimmung machen wollen? Warum also sollte irgend ein vernünftiger Mensch Heroin, Kokain oder Crack nehmen?

Hier nun liegt der Hase im Pfeffer. Wenn es wirklich stimmt, dass es Drogen gibt, die im Regelfall von erwachsenen Menschen nicht zu dominieren sind, dann darf man sie wirklich nicht wie Alkohol und Zigaretten behandeln, sondern muss ihnen kämpferisch entgegentreten: wie AIDS und BSE.

---

wöchentlich. Befragt nach ihren Konsummotiven und subjektiven Drogenerwartungen gaben rd. 54% an, es gehe ihnen vorrangig um ein „gutes Feeling“, knapp 30% sagten, sie könnten mittels Designerdrogen besser „durchtanzen/ durchmachen“; für gut 19% stehen „Harmonie/ Spaß/ Feiern mit anderen“ im Vordergrund. Demgegenüber begründen die Nicht-Konsumenten ihren Konsumverzicht zu gut zwei Drittel mit befürchteten „unerwünschten Nebenwirkungen“ ( 26,0%) bzw. „Schädigungen/ Gefahren“ (41,8%).

<sup>6</sup> Näher: Bossong, H. (1997) Ecstasy-Politik: “The same procedure as every time!?”. In: Neumeier/ Schmidt-Semisch (Hg.) Ecstasy – Design für die Seele? Freiburg/Br.: Lambertus-Verlag: 211-216

Machen aber diese Suchtgifte wirklich im Normalfall süchtig? – Die konventionelle Antwort auf diese Frage ist ein klares Ja. Der Aussage: „Du kannst Heroin gelegentlich nehmen, ohne jemals süchtig zu werden“, widersprachen Anfang der 1970er Jahre 90% der Amerikaner.<sup>7</sup> Die Wissenschaftler sahen das übrigens ebenso. Da sie sich in Hunderten von Studien fast ausschließlich mit den Extremformen der Sucht befassten, bekamen sie von der Realität nur diesen Ausschnitt mit.<sup>8</sup> Auch Kielholz und Ladewig waren überzeugt, dass Heroinkonsum unweigerlich zu „charakterlicher Entkernung“, „Verflachung der Gesinnung“, „krankhaften Organveränderungen“ und einem frühen Tod führe.<sup>9</sup>

Aus diesem Drogenbild ergab sich, dass es im wohlverstandenen (Eigen-) Interesse eines jeden Individuums liegen müsse, vor dem Kontakt mit Drogen bewahrt zu bleiben. Eine Verletzung individueller Freiheitsrechts konnte durch eine Prohibition gar nicht erfolgen (so wie ja auch kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken verfallen würde, ausgerechnet den Erwerb von Plutonium-Brennstäben und deren Lagerung im häuslichen Aquarium zum Prüfstein seiner persönlichen Freiheit zu machen). - Anders herum ergab sich daraus, dass Menschen, die trotzdem Drogen konsumierten, dies unmöglich als informierte Bürger tun konnten, sondern allenfalls aufgrund einer gewissen Naivität, persönlicher Defizite, externer Zwänge oder Manipulationen. In Betracht kamen individuelle Defizite, emotionale Störungen und soziale Missstände – etwa unerträgliche Lebens- und Arbeitsbedingungen oder eine ganz allgemeine Chancen- und Hoffnungslosigkeit. Ein gesunder mündiger Mensch konnte gar keine Drogen „brauchen“. Soziologen wurden nicht müde zu erklären: Menschen nehmen Drogen, wenn sie gescheitert sind und aus der Realität fliehen wollen. Drogenkonsum ist eine „rückzüglerische“ Reaktion auf sozialen Misserfolg<sup>10</sup> oder auf die immer schlimmer werdende Ausbeutung der Arbeitskraft im „Turbokapitalismus“.<sup>11</sup> Mit anderen Worten: Menschen tun, wenn sie zu Drogen greifen, eigentlich gar nicht, was sie wollen – und sie

---

<sup>7</sup> Wayne H. Harding, Kontrollierter Heroingenuß – ein Widerspruch aus der Subkultur gegenüber herkömmlichem kulturellem Denken, in: Völger/Welck, Hg., Rausch und Realität. Reinbek: Rowohlt 1982, 3 Bde.; Bd. 3: 1217-1231 (1218) unter Verweis auf die Ergebnisse der National Commission on Marihuana and Drug Abuse von 1973.

<sup>8</sup> „Ein eingehendes Studium der Literatur zeigt, dass sich buchstäblich Hunderte von Studien mit dem einen oder anderen Aspekt der Abhängigkeit befassen, jedoch nur weniger als ein Dutzend in der Hauptsache von gelegentlichem Heroingenuß handeln. (Dieser Überblick schloss eine Computeruntersuchung bei Datenbanken ... ein.) – Selbst als die Existenz nichtabhängigen Heroingebrauchs anerkannt war, wurde seine Bedeutung durch die Feststellung heruntergespielt, dass es sich nur um ein kurzes Übergangsstadium zwischen experimentellem Genuß und Abhängigkeit handele ...“. Harding, a.a.O.: 1218.

<sup>9</sup> P. Kielholz, D. Ladewig, Die Abhängigkeit von Drogen. München 1973: 39 f.

<sup>10</sup> Siehe als prominentestes von zahllosen möglichen Beispielen für dieses Bild des Drogenkonsumenten: Robert K. Merton, Social Structure and Anomie sowie Continuities in the Theory of Social Structure and Anomie, beide in: *ders.*, Social Theory and Social Structure, rev. ed. New York 1957: 131-194.

<sup>11</sup> Dort gilt die These, dass der Mensch den durch den Kapitalismus geschaffenen Streß nicht mehr aus eigener Kraft aushalten könne, so dass „die Arbeit nur noch zu bewältigen und das Leben nur noch zu ertragen (ist)

wollen eigentlich gar nicht, was sie tun. Konsumenten sind nicht die eigentlichen Akteure (das sind die Drogen), sondern Opfer: von eigenen Defiziten oder Defiziten in ihrer Umwelt; von Dealern, die sie verführen oder durch präparierte Klebebildchen manipulieren, wenn nicht gar gewaltsam „anfixen“.<sup>12</sup> - All diesen Erklärungsversuchen gemeinsam ist die tiefe Überzeugung, dass kein normaler Mensch ein begründbares und legitimierbares Bedürfnis nach dem Kontakt mit diesen Substanzen haben kann.

Heute zeichnet sich aber ein radikal anderes Bild der Wirklichkeit ab. Die Resultate neuerer Forschungen lassen sich auch auf einen Begriff, eine These bringen. Und die kann nur lauten, dass alle bislang bekannten Drogen von der Mehrheit der Konsumenten beherrscht werden können – und schon heute, wo ihnen diese Kontrolle erschwert wird, auch beherrscht werden.

### **Machen Suchtgifte süchtig? – Neue Antworten**

Der Stand des Wissens hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten grundlegend verändert. Heute weiß man: Die These, dass Rausch- bzw. Suchtgifte ihre Konsumenten gleichsam per se und im Regelfall süchtig machen, ist zu schlicht und schlicht falsch. Das gilt für Cannabis<sup>13</sup> und Heroin,<sup>14</sup> aber auch für Kokain und vermutlich sogar für Crack.<sup>15</sup> Statt dessen spricht einiges

---

durch chemische Fremdsteuerung“ (Günter Amendt 1989 in der Zeitschrift „konkret“, hier zitiert nach Sebastian Scheerer, *Sucht*, Reinbek: Rowohlt 1995: 116).

<sup>12</sup> Dieselben Schemata finden sich übrigens schon in der wenig bekannten Drogenliteratur des ‚Dritten Reiches‘ (vgl. Sebastian Scheerer, *Die Genese der Betäubungsmittelgesetze in der Bundesrepublik Deutschland und in den Niederlanden*. Göttingen: Otto Schwartz 1982: 62-68; Holger Mach, *Rauschgiftbekämpfung im Dritten Reich*. Unv. Ms., Hamburg 2000). – Die Struktur eines so organisierten moralischen Drogenuniversums führt allenfalls zur Kritik der Ineffizienz der Prohibition, nie aber zur Kritik der Prohibition als Freiheitsverletzung. – Andere Ansätze kritisieren zwar die Prohibition, indem sie sie als Resultat einer sachwidrigen Lobby-Politik (z.B. der Kunstfaser-Industrie gegen den Hanfanbau) zu entlarven trachten. Mehr als ein schwacher Aufguss alter Stamokap-Lehren kommt dabei meistens nicht heraus. Die entscheidende Frage – ob das Verbot der Drogen heute sachlich begründbar ist – kommt ihnen nicht in den Blick.

<sup>13</sup> Lynn Zimmer & John P. Morgan, *Marijuana Myths, Marijuana Facts. A Review of the scientific evidence*. New York, San Francisco: The Lindesmith Center, 1997: 27-30.

<sup>14</sup> Wayne H. Harding, *Kontrollierter Heroingenuß – ein Widerspruch aus der Subkultur gegenüber herkömmlichem kulturellem Denken*, in: Völger/Welck, Hsg., *Rausch und Realität*. Reinbek: Rowohlt 1982, 3 Bde.; Bd. 3: 1217-1231; Hess (Fn. 1): 325. Man liest über den Problemkonsum einer Kate Moss (Model), aber es fehlen Untersuchungen über das Verhältnis von kontrolliertem zu unkontrolliertem Konsum in der Top-Model-Szene insgesamt. Es spricht eher für den unproblematischen Konsum von (Rauch-) Heroin auf der Wall Street, dass darüber nicht einmal einzelne Dramen berichtet werden (interessant wäre, etwas über den Verbreitungsgrad in diesen Kreisen zu erfahren). Naheliegende These: je höher der soziale Status der Konsumenten, desto geringer der Anteil von Problemkonsumenten.

<sup>15</sup> Dan Waldorf, Craig Reinerman, Sheigla Murphy: *Cocaine Changes. The Experience of Using and Quitting*. Philadelphia: Temple University Press 1991; Peter D. A. Cohen, *Crack in the Netherlands: Effective Social Policy is Effective Drug Policy*, in: Craig Reinerman & Harry G. Levine, eds., *Crack in America*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1997: 214-224; Hess (Fn. 1): 325; unter den illegalen Drogen kommt in den USA Kokain und Crack noch das höchste Mißbrauchspotential zu, die eine Mißbrauchsrate von 10 – 25 % aufweisen. Praktisch werden alle anderen Drogen von 90% der Konsumenten nicht miß-, sondern gebraucht. Vgl. Mario Lap & Freek Polak, *Gründe für eine Legalisierung: Das Gesundheitsargument*, in: Frank

für die Annahme, dass der ansonsten (somatisch, psychisch) halbwegs gesunde und sozial integrierte Konsument die Drogen durchaus zu beherrschen vermag – und er stellt nach wie vor die Mehrheit der Bevölkerung. Hingegen scheinen bestimmte, aufs Ganze gesehen allerdings vergleichsweise wenige Personen (möglicherweise neurobiologisch bzw. genetisch bedingte<sup>16</sup>) Schwierigkeiten im Umgang mit Drogen zu haben. Die spannende Frage in Bezug auf sie lautete mithin: Gibt es, wenn ja welche, Instrumente zur Frühdiagnose und Frühintervention, die es ermöglichen, dass diese Menschen mit den für sie (und zwar nur für sie!) individuell sehr riskanten Drogen anders umzugehen (nämlich ggf. mit Konsumverzicht), als sich dies das Gros der übrigen Bevölkerung erlauben kann. Anders gesagt und an einem Beispiel verdeutlicht: Wenn wir einen Menschen vor uns haben, der, sagen wir, an Katzenhaarallergie leidet, dann werden wir ihm raten, sich von Katzen fern zu halten und sich auf jeden Fall keine anzuschaffen. Hingegen werden wir kaum auf den Gedanken kommen, sämtliche Katzen in seiner Wohn- und Arbeitsumgebung aus dem Verkehr ziehen und der Allgemeinheit einbläuen zu wollen, vorsorglich lieber keine Katzen zu halten. Auch werden wir nicht mit Millionenbeträgen eine massenmediale gesundheitliche Aufklärungskampagne starten unter dem Motto „Keine Macht den Katzen“. Statt dessen werden sich unsere prophylaktischen und ggf. therapeutischen Bemühungen auf die Allergiker und Allergiegefährdeten, und d.h. darauf richten, diesen Personen Verhaltensmaßregeln und ggf. auch Medikamente anhand zu geben, die geeignet sind, den Ausbruch der Krankheit zu verhindern, ggf. die ausgebrochene Krankheit zu lindern, wenn möglich zu heilen oder doch wenigstens ihre Verschlimmerung zu verhüten. Allemal jedenfalls hieße es, „das Kind mit dem Bade ausschütten“ und nützte im übrigen den „Risikopersonen“ rein gar nichts, würden wir gleich auch allen Nichtallergikern den Umgang mit und den Besitz von Katzen untersagen, dies aber dann erkennbar nicht flächendeckend durchsetzen können.

Indessen hat sich nicht nur unser Wissen um die Suchtgenese, sondern auch das über die Motive und Bedingungen des Drogenkonsums grundlegend verändert. Oft und prinzipiell im Normalfall sind es „normale“ Menschen, die aus ganz „normalen“ Motiven zu Drogen greifen

---

Nolte, Stephan Quensel, Anja Schulze, Hrsg., Wider besseres Wissen. Die Scheinheiligkeit der Drogenpolitik. Bremen: Temmen 1996: 206 – 218; Thomas Nicholson, The Primary Prevention of Illicit Drug Problems, in: The Journal of Primary Prevention, 14. 1992: 275-288; Peter Cohen und A. Sas: Ten years of Cocaine. University of Amsterdam 1993; dies.: Nachuntersuchung (1994).

<sup>16</sup> Etwa: Koob, G.F./ E.J. Nestler (1997) The neurobiology of drug addiction. J Neuropsych Clin Neurosciences Vol. 9, 482-497



(würden)<sup>17</sup>. In aller Regel handelt es sich dabei um eine bewusste Entscheidung zur Freizeitgestaltung. Die Droge wird aufgesucht und bewusst und gewollt zu sich genommen. Nicht die Dealer, sondern die Konsumenten „verantworten“ diese Entscheidung<sup>18</sup>.

Die große Mehrheit der tatsächlichen und potentiellen Drogenkonsumenten hat sich von Lebensplänen, Karrieremustern und dem gesellschaftlichen und finanziellen Weiterkommen keineswegs verabschiedet. Wenn sie Drogen nehmen, versinken sie nicht in ihrer eigenen Höhle, sondern feiern mit anderen, was es zu feiern gibt: das Ende einer anstrengenden, aber erfolgreichen Arbeitswoche, die Möglichkeit, unter Freunden und Bekannten aus sich herauszugehen, neue und interessante Erfahrungen zu gewinnen. Man zieht sich nicht zurück, sondern verfolgt die alten legitimen Ziele mit neuen, innovativen Mitteln. Nicht rückzüglerisch und ritualistisch ist der neue Drogenkonsum, sondern konform in den Zielen und innovativ in den Mitteln. Es ist nicht die Pathologie, sondern die sich verändernde Normalität der Gesellschaft, die es den Bürgern ganz offensichtlich nahe legt, sich mehr als früher für psychoaktive Substanzen zu interessieren.

Und selbst wer in Phasen problematischen Konsums gerät, kommt darin nicht gleichsam zwangsläufig um. Vielmehr zeigen offenbar „neuere Forschungsergebnisse...“, dass kompulsiver Drogengebrauch (zwanghafter und exzessiver Gebrauch) kein statischer Zustand ist, der einmal erreicht und nur über abstinenzenorientierte, langzeittherapeutische Maßnahmen aufhebbar wäre. Die Entwicklung zum möglichen kompulsiven Gebrauch ist nicht durch vorab festlegbare, ‚objektive‘ Diagnosekriterien ... definierbar. Kompulsiver Gebrauch ist nur ein mögliches Stadium (Phase) eines unter Umständen längerfristigen, aber auch jederzeit reversiblen Prozessverlaufs.“<sup>19</sup>

## **Die Schlussfolgerung**

Es führt kein Weg an der Schlussfolgerung aus diesen Befunden vorbei. Wenn wir es für richtig halten, die heute schon legalen Genussmittel auch weiterhin legal zu halten – und

---

<sup>17</sup> Dass sie es zum Gutteil nicht tun, liegt vermutlich vornehmlich an dem antizipierten Stress des illegalen Beschaffens und dem mit dem Gesetzesverstoß verbundenen Risiko des Entdecktwerdens sowie der sozialen Peinlichkeit von Strafermittlung, Gerichtsverfahren und Strafsanktion; überdies aber sicher auch daran, dass das Gros der Bevölkerung praktisch kaum Know how über Beschaffung, Anwendung usw. von derlei Substanzen besitzt.

<sup>18</sup> Schon deshalb sind übrigens Drogendealer moralisch nicht anders zu bewerten als Autohändler (die wir ja auch nicht für die Autounfälle verantwortlich machen) oder Lebensmittelhändler, die bekanntlich auch die für Herzinfarkte mitverantwortliche Butter, aber auch Wein, Bier, Spirituosen und Zigaretten verkaufen, ohne dass wir sie deshalb zu Inbegriffen des Bösen machten.

<sup>19</sup> Wolfgang Schneider, Drogenmythen in Drogenforschung, Drogenhilfe und Drogenpolitik. Gibt es Entzauberungsmöglichkeiten?, in: akzept & Trimbos-Institut in Zusammenarbeit mit INDRO, Hrsg., The Times They Are A-Changin'. Intern. Kongreß über neue und aktuelle Ansätze akzeptierender Drogenarbeit und Drogenpolitik. VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin 1999: 47-64 (50).

wenn wir dieser Ansicht sind, weil wir uns einem freiheitlichen Menschenbild verpflichtet fühlen, das jede unnötige Bevormundung der Bürger als einer offenen Gesellschaft nicht würdig ablehnt, sondern statt dessen auf die Mündigkeit der Bürger, in unserem Fall: die Drogenmündigkeit (Gundula Barsch), also die Einsichts- und Lernfähigkeit des einzelnen als einer unverrückbaren Grundprämisse unserer Gesellschaft setzen, – dann gibt es keinen Grund mehr dafür, die Spaltung der Drogen in legale und illegale aufrecht zu erhalten. Die Drogenpolitik darf nicht nur, sie muss dann wiedervereinigt werden (sie war es ja bis in das späte 19. Jahrhundert hinein schon gewesen). Sofern die Konsequenzen des Konsums von Crack nicht prinzipiell andere sind als die des Konsums von Alkohol, dann gelten die Freiheitsgrenzen, die für Alkohol gelten, im Prinzip (nicht im Detail) auch für die heute (ungerechtfertigterweise noch) verbotenen Drogen.

Man könnte dann endlich auch ohne Reue auf die heutige Planwirtschaft im Drogensektor verzichten – einen Fremdkörper in unserem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, der zugunsten einer hehren, aber auf falschen Voraussetzungen aufbauenden Illusion viel unnötiges Leid – von den materiellen Kosten ganz zu schweigen – verursacht hat.

### **Das Scheitern der Planwirtschaft**

Fast überall auf der Welt konnte man in den letzten Jahrzehnten das Scheitern der Planwirtschaft beobachten. Merkwürdigerweise zeigte man aber nur mit dem Finger auf andere Staaten und Systeme, ohne naheliegende Parallelen zu den eigenen Wirtschaftssystemen zu entdecken. Der Bevölkerung westlicher Staaten ist nicht einmal bewusst, dass es vor allem eine planwirtschaftliche Enklave auch in ihren Gesellschaften gibt, die nicht besser funktioniert als die Planwirtschaft sowjetischen Stils – und die auf Dauer ebenso wenig zu retten sein wird wie diese.

Offenbar haben wir es hier mit einem ultrastabilen „Gedankengefängnis“ der von Stephan Quensel begrifflich geprägten (sowie von ihm und z.B. auf wunderbare Art auch von Christian Marzahn analysierten) Art zu tun.<sup>20</sup> Man sitzt im Gefängnis der Planwirtschaft und bemerkt es nicht einmal. Man lebt mit den fulminanten und verheerenden Nebenwirkungen dieser Kommandowirtschaft und begreift es nicht einmal. Dabei ist das System, das von

---

<sup>20</sup> Stephan Quensel, Unsere Einstellung zur Droge, Kriminologisches Journal 1/1980: 1-16; ders., Drogenlügen? Oder: Wie kann man über Drogen aufklären?, in: Frank Nolte, Stephan Quensel, Anja Schultze, Hrsg., Wider Besseres Wissen. Die Scheinheiligkeit der Drogenpolitik. Bremen: Edition Temmen 1996: 28-35. Christian Marzahn, Bene Tibi. Über Genuss und Geist. Bremen: Edition Temmen 1994.

seinen Erfindern selbst ganz öffentlich als Planwirtschaft gepriesen wurde, damals wie heute dasselbe.

Erinnern wir uns. Als sich allmählich der Glaube durchsetzte, dass Opium, Kokain und andere Suchtgifte radikal anders wirkten und im Verhältnis zum Willen des Menschen radikal andere Konsequenzen hätten als andere Genussmittel, verbreitete sich auch die Überzeugung, dass man diesen Substanzen gegenüber eine grundsätzlich andere Politik betreiben müsse: eine Politik, die möglichst auf der ganzen Welt von vornherein nur so viel von jeder Droge zur Entstehung gelangen lasse, wie von Wissenschaft und Medizin unbedingt gebraucht würde. Nur ein solches System, das schon die Herstellung (aber natürlich auch den Handel) von Drogen strengster Mengenbegrenzung und noch strengerer Kontrolle unterstellte, so glaubte man, könne die schädlichen Folgen verhindern, die es haben müsse, wenn Drogen unkontrolliert in die Hände der Bevölkerung gelangten.

Der Etablierung dieses Systems dienten vor allem die Bemühungen der us-amerikanischen Diplomatie seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit der Mutter aller heutigen Betäubungsmittelgesetze auf der ganzen Welt – dem Haager Opiumabkommen von 1912 – wird immerhin prinzipiell weltweit die innerstaatliche Kontrolle des Handels geregelt. 1925 bringt das Genfer Abkommen mit einem global gleichförmigen System der Ein- und Ausfuhrscheine auch den zwischenstaatlichen Handel de jure unter Kontrolle. 1931 verpflichtet das Abkommen zur Begrenzung der Erzeugung von Rauschgiften alle Staaten zur frühzeitigen Anmeldung ihres Drogenbedarfs, damit genug Zeit zur Prüfung der Angaben und zur Organisation des Anbaus bleibt. Zuständig ist das Ständige Opium-Zentralkomitee – eine Behörde des Völkerbunds in Genf. Hier werden die Bedarfsmeldungen gesammelt und geprüft; von hier aus werden auch der Anbau und die pünktliche Lieferung organisiert. „Diese beiden Grundpfeiler“, erklärt der Völkerbund 1934, „das System der Einfuhrscheine und die Schaffung eines zweckentsprechenden Systems einer Weltbuchführung nebst einer, mit der Überwachung des internationalen Handels betrauten besonderen Körperschaft, haben praktisch zum Verschwinden der Diskrepanz zwischen ...ausgeführten Mengen von Rauschgiften ... und ... empfangenen Mengen geführt.“

Im Prinzip, so glaubt man, ist das Kontrollsystem damit perfekt. Man feiert ausdrücklich „die lückenlose Regelung einer ganzen Industrie und eines Handels, der sich über die ganze Erde erstreckt“. Man feiert ausdrücklich ein System, das man, wie es in der Broschüre des Völkerbundes von 1934 hieß, „gewöhnlich ‚Planwirtschaft‘ nennt.“<sup>21</sup>

---

<sup>21</sup> Informationsabteilung des Völkerbundes, Hrsg., Völkerbund und Rauschgiftbekämpfung. Genf (o.J.). Druck der Vernay A.-G., Wien, IX, Canisiusgasse 8-10 (1934): 10, 14.

Der Völkerbund heißt heute UNO. Das Opium-Zentralkomitee heißt heute International Narcotics Control Board. Statt in Genf sitzt man in Wien. Der Name Planwirtschaft ist aus dem Vokabular gestrichen. Betrieben wird sie freilich wie eh und je. Wie bei jeder Planwirtschaft, so hilft auch hier eine Art rhetorischer Selbstsuggestion über mögliche Zweifel und Anfechtungen hinweg. Man gratuliert sich dauernd selbst zu den schönsten Erfolgen und freut sich auf den nahen Sieg. - Noch aus dem jüngsten Jahresbericht des International Narcotics Control Board spricht diese Zuversicht. Man begrüßt Andorra als 153. Mitglied der Anti-Drogen-Konvention von 1988. Dadurch wird nun auch der Druck auf Tschad und Liechtenstein größer. Bald haben wir auch sie im Boot, in dem wir alle sitzen. Belize, Bhutan, Guyana, Saint Vincent und die Grenadinen haben schon unterschrieben. Freundlich werden sie daran erinnert, sich doch bitte auch noch der Single Convention von 1961 anzuschließen.<sup>22</sup> – Bald soll es ja geschafft sein. 2008 soll das Drogenproblem weltweit gelöst, sollen die Märkte zerschlagen und die Kartelle ausgetrocknet sein. Mit diesem wahrhaft heroischen Vorsatz hatte jedenfalls bekanntlich Pino Arlacchi im Juni 1998 seinen Posten als Chef des UN Drug Control Programs angetreten: „Drug Free In Ten --- We Can Do It!“.<sup>23</sup>

Wie auch die sowjetische, so funktioniert die Drogenplanwirtschaft auf dem Papier auf bewundernswerte Weise. Die Globalzentrale ermittelt den Bedarf eines jeden Staates und genehmigt den berechtigten Bedarf. Gerechnet wird in Gramm. So hatte z.B. Deutschland einen Bedarf von 10. 000 Gramm Kokain (und Null Gramm Cannabis) angemeldet. Das Zentralkomitee hat den Bedarf bestätigt und sorgt für Anbau und pünktliche Lieferung. Alles funktioniert zur Zufriedenheit.

Doch wie in der Sowjetunion, wo auch immer alles zur Zufriedenheit funktionierte, und wo doch neben dem Bedarf immer noch ein weiterer – und weitaus größerer – Bedarf an Schuhen und Fleisch, an Hüten und Hühnern, an Jeans und an Joghurt bestand, den ein riesenhafter und schwungvoller Schwarzhandel freilich völlig unkontrolliert von den Behörden zu befriedigen suchte, so hat auch die Drogenplanwirtschaft schon lange einen großen Bruder, der den legalen Handel um ein Vielhundertfaches, wenn nicht um ein Tausendfaches überragt. Es ist wie in der Sowjetunion. Denn je weiter sich die bürokratische Bedarfsfeststellung von den Bedürfnissen der Bevölkerung entfernt, desto mächtiger werden Schwarzhändler, Schmuggler

---

<sup>22</sup> International Narcotics Control Board (INCB), Annual Report. E/INCB/1999/1: 10.

<sup>23</sup> Das war dann auch der offizielle Slogan des United Nations Drug Summit im Juni 1998

und Mafiosi. Der Drogenschwarzmarkt kann sich mit dem Schwarzmarkt, der in den letzten Jahren des Sowjetimperiums herrschte, durchaus messen.<sup>24</sup>

Bei Kokain besteht zwischen Bedürfnis und Bedarf eine Relation von etwa 1000: 1. Polizei und Zoll entdecken zwischen 1.000 und 2.000 kg. Die legale Einfuhr umfasst also weniger als 1% der amtlich erfassten Einfuhrversuche. Mindestens 75% der illegalen Einfuhren kommen durch. Das heißt: das illegale Marktvolumen (4 bis 8 Tonnen) ist mindestens 400 bis 800 mal größer als das legale.<sup>25</sup> Ginge man nicht nach Mengen, sondern nach Umsatz, Preisen oder Gewinnen, würde sich der Abstand noch einmal stark vergrößern. - Bei anderen Drogen dasselbe Bild. Der gemeldete Cannabisbedarf ist gleich Null. Die gesellschaftlichen Bedürfnisse sehen anders aus. 1999 wurden in Deutschland immerhin 168.833 Cannabispflanzen entdeckt, sichergestellt und vernichtet. 15.021 kg Cannabiskraut. 4.885,2 kg Cannabisharz. Und Cannabisöl. Und natürlich andere psychoaktive Drogen: LSD, Ecstasy, und so weiter. Schließlich über 5.000 kg Khat und mehr als 40 kg Pilze. Nehmen wir die Menge der beschlagnahmten Drogen mal 4. Dann haben wir eine sehr konservative Schätzung vom Ausmaß des schwarzen Drogenmarktes. Die stolz präsentierten Zahlen über Beschlagnahmungen sind nichts anderes als die Dokumentationen eines grandiosen Fehlschlags. Funktionierte die Planwirtschaft, gäbe es weder diese Sicherstellungsmengen noch das Vielfache dieser Mengen, das an den Behörden vorbei bis zu den Konsumenten gelangt.<sup>26</sup>

Was ist heute Drogenpolitik? Der martialische, aber hilflose, der für die Menschen gedachte, aber gegen sie wirkende Versuch, mit den Folgen der fehlgeschlagenen Planwirtschaft zurechtzukommen.

### **Drogen in Gegenwartsgesellschaften**

Wie in der Sowjetunion, so wird sich auch in den westlichen Gesellschaften der Graben zwischen der offiziell gepredigten Version der Wirklichkeit und deren wirklicher Gestalt immer weiter verbreitern und vertiefen. Denn Drogenkonsum beruht nicht auf

---

<sup>24</sup> Nebenbei die etwas andere Sicht von Milton Friedman, The Drug War as a Socialist Enterprise. Keynote Address presented at the Fifth International Conference on Drug Policy Reform in Washington, D.C., Nov. 16, 1991: 3-6: "The enterprise is inefficient, expensive, very advantageous to a small group of people, and harmful to a lot of people. ... The major beneficiaries of the from drug prohibition are the drug lords who can maintain a cartel that they would be unable to maintain without current government policy. ... I believe that our chances of success are greater if we recognize that the failure of the war on drugs is part of a much broader problem, that the reason to end the war on drugs is also the reason to end socialization of medicine, the socialization of schools and so on down the list."

<sup>25</sup> Wie viele Menschen konsumieren eigentlich Kokain? Genaues weiß man nicht. Allerdings finden sich in den USA auf nicht weniger als 75% aller Geldscheine Anhaftungen von Kokain (Kriminalistik, Februar 2001).

Persönlichkeitsstörungen der Konsumenten, sondern auf bestimmten Haltungen und Prioritäten, die künftig vermutlich immer stärker werden. Schon heute haben sich die westlichen Gesellschaften von den traditionellen Werten der Autorität, des Gehorsams, der Disziplin und des Fleißes verabschiedet oder sie doch zumindest durch die Betonung anderer Werte wie Selbsterfahrung und -entfaltung, Kreativität und Gemeinsinn relativiert. „Spannung“, „Abenteuer“, „Aufregung“, „Unterhaltung“ und „Erlebnisse“ – allesamt Gefühlszustände, für die man auch Drogen einsetzen kann – einst kümmerliche Außenseiter der gesellschaftlichen Werteskala, sehen sich erheblich aufgewertet. Den tieferen Grund dafür sehen manche Soziologen im Bedeutungsverlust der materiellen Produktion und der dementsprechenden Abwertung der Arbeitsethik und all dessen, was dazu gehört.

Machtvoll getrieben von Massenmedien, Werbung und Jugendkultur, versuchen die neuen Subjekte der Erlebnisgesellschaft im Gegensatz zu früheren romantischen Revolten, ihre Identität, ihr Ich und ihre Abenteuer nicht in schroffer Ablehnung der Warenwelt, sondern durch die deren virtuose Nutzung zu finden. Stärker als je zuvor und erstmals frei von Ressentiments sehen wir heute eine neue Verknüpfung von Genuss und Warenform, die ganz nebenbei auch die Generation zu überzeugen scheint, die 1968 noch mit krassen Slogans gegen den Konsumterror arme Kaufhauskunden auf das Ärgste verschreckte. Auch die Alt-68er sind heute inkludiert in die hegemoniale Weltkultur der Markennamen von Armani über Microsoft und Nike bis zur Modekette Zara, die man im optimalen Fall (wie etwa bei Coca-Cola) in den Vororten von Kinshasa und den verlorenen Weilern von Belize nicht weniger gut kennt als auf der Fifth Avenue oder auf dem Bremer Marktplatz. Die größte Anziehungskraft haben solche Waren, und auch das ist in diesem Kontext jetzt schon nicht mehr verwunderlich, die neue Erfahrungen versprechen – von Abenteuerurlaub bis zu Snowboard-Fahren und Tiefseetauchen. In einem solchen Kontext gesehen ist Drogengenuss nur eine von zahllosen Möglichkeiten der mit der Warenwelt versöhnten Suche nach dem Außergewöhnlichen.<sup>27</sup> Dass nun ausgerechnet der Drogengenuss verboten, die anderen riskanten Freizeitaktivitäten aber erlaubt sein sollen, lässt sich heute kaum noch überzeugend begründen<sup>28</sup>. Gewiss ist durchaus etwas dran an den pastoralen Warnungen vor der Macht des

---

<sup>26</sup> Informationsabteilung ..., a.a.O: 10.

<sup>27</sup> Pat O'Malley & Stephen Mugford, The Demand for Intoxicating Commodities: Implications for the "War on Drugs", in: Social Justice 18.1991: 49-75; Colin Campbell, The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism. Oxford: Blackwell 1987.

<sup>28</sup> Es sein denn, man könnte an einer hinreichend großen Kohorte von ansonsten gesunden und „normal“ sozial integriert lebenden Probanden die herausragend zerstörerische Potenz der Drogen belegen und dies nicht etwa, wie bis heute üblich, fast ausnahmslos an einer Klientel, die in psychiatrischen Krankenhäusern, Suchtfachkliniken und Haftanstalten einsitzt oder in psychosozialen Beratungsstellen oder offenen Drogenszenen rekrutiert wird, und von denen dann ganz ungeniert auf jedermann/-frau rückgeschlossen wird. Hierbei muss allerdings fairerweise konzediert werden, dass eine Forschung wie oben skizziert auf erhebliche

Marktes, wie wir sie nicht zuletzt von Bundespräsidenten kennen.<sup>29</sup> Doch ist das kein Argument gegen die Abschaffung der Planwirtschaft. Denn mindestens ebenso unerträglich wie die Auslieferung des Menschen an den ungebremsten Markt (dessen Logik brutaler als auf dem Drogen-Schwarzmarkt zudem nicht sein könnte) ist seine Entmündigung durch den prohibitiven Staat. Wenn zudem anzunehmen ist, dass der Drogengenuss unter allen riskanten Freizeitaktivitäten bei weitem nicht die riskanteste ist, dann ist zunächst einmal zu fordern, dass er rechtlich mit anderen Freizeitaktivitäten gleichgestellt wird. Erst dann und nur dann, wenn sich aus der allgemeinen Marktkritik eine allgemeine Änderung der Zugänglichkeit warenförmigen Genusses ergeben sollte, wären die Drogen mitbetroffen von solchen Beschränkungen. Einstweilen aber spricht alle historische Erfahrung dafür, dass mit dem Ende der Prohibition die Kontrolle über die Qualität und Vermarktung der Drogen nicht geringer, sondern effektiver wird. Vor allem würden die prohibitionsbedingten Extra-Gefahren, die sich aus der Notwendigkeit des Schmuggels und der Vermeidung von Entdeckung ergeben, und die sich auf die Konzentration des Wirkstoffs ebenso risikoerhöhend auswirken wie auf die sozialen und hygienischen Bedingungen des Konsums verschwinden, und sich statt dessen die Möglichkeiten einer rituellen Risikominderung und einer Verlagerung des Konsums von hochkonzentrierten Darreichungsformen auf wirkstoffärmere Angebote erhöhen<sup>30</sup>. Der Konsum kann wieder kundig und gesellig werden.<sup>31</sup> Wie soll irgend jemand einem Freizeitkonsumenten psychoaktiver Substanzen erklären, dass er zwar auf jeden Alpengipfel kraxeln und jede schwarze Piste in Sankt Anton hinunterbrausen, nicht aber beim Après-Ski eine noch so kleine Linie verlockenden Kokses schnupfen darf?

Eine künftige Drogengesetzgebung sollte sich wie die alte am bestmöglichen Kenntnisstand über den Normalfall des Konsums orientieren. Da sich gerade dieses Wissen radikal geändert hat, können die Regeln nicht dieselben bleiben. Drogen sind – neben anderen Verwendungsweisen, die sie dann auch zu etwas anderem werden lassen – vor allem eines: Genussmittel.<sup>32</sup> Wenn wir für die Anerkennung der Legitimität der Bedürfnisse eintreten,

---

forschungsethische Probleme stieße und insofern äußerst schwierig durchzuführen wäre. Dennoch: sie allein lieferte seriöse Ergebnisse zu der interessierenden Frage.

<sup>29</sup> "Aller Ideologie, auch der der Herrschaft des bindungslosen Marktes, liegt - bewusst oder unbewusst - ein Menschenbild zugrunde. Immer wieder wird ein neuer Typ Mensch propagiert. Auch die Ideologie, die eine Modernisierung um fast jeden Preis durchzusetzen versucht, schafft das Bild eines neuen Menschen. Es ist der Mensch, der den Gesetzen des Marktes perfekt angepasst ist." (Rau, Johannes: Was ist mit den Werten, die nicht an der Börse gehandelt werden? In: FR vom 17. Oktober 2000).

<sup>30</sup> Näher: Bauer, Ch./ Bossong, H. (1992) Am Ende werden wir doch legalisieren: Plädoyer für eine effektive Drogenkontrolle. In: Neue Praxis; 22. Jg., S.1-14

<sup>31</sup> Christian Marzahn, Plädoyer für eine gemeine Drogenkultur, in: Johannes Beck u.a., Hrsg., Das Recht auf Ungezogenheit. Reinbek: Rowohlt 1983: 105-134.

<sup>32</sup> Henning Schmidt-Semisch, Drogen als Genussmittel. München: AG SPAK 1992.

stehen wir auch für unsere eigenen Rechte ein. Einem gesellschaftspolitischen Engagement gegenüber, das hingegen immer nur verbissen für die Anderen kämpft (und das Recht auf Genuss normalerweise nicht zum Kernbereich der Persönlichkeitsrecht zählt), ist größte Vorsicht angebracht. Der Rioja, den diese Leute allenfalls mal trinken, sei ihnen missgönnt. Wie kann man Wein genießen, wenn sich in derselben Gesellschaft die Freunde eines Joints oder einer Opiumpfeife wie Aussätzige verstecken müssen? Auch und gerade in Fragen des Rechts zum Genuss hat auch und gerade die sonst so radikale Gesellschaftskritik noch viel zu denken. Auch hier gibt es ohne Fleiß keinen Preis. Radikal zu sein ist leicht. Aber selbst radikal zu denken, ist nicht so leicht. Und denn und gerade deshalb: *Il faut être radical.*

\* \*